

Mein Kumpel, der Islamist

Eigentlich wollte unser Autor nach Damaskus. Daraus wurde nichts. Stattdessen verbrachte er zwei Wochen in einer syrischen Islamisten-WG.

Von Carsten Stormer, Playboy, 01.08.2013

Amir weckt mich wie jeden Morgen mit der Frage, ob ich heute mit ihm sterben möchte. „Ich kann Dich nach Damaskus bringen. Aber das überleben wir nicht. Dann gehen wir gemeinsam zu Allah, Du und ich, als Märtyrer“, sagt er mit einem freundlichen Grinsen, als gäbe es nichts Schöneres, gerade möglichst schnell ins Gras zu beißen. „Nö, lass mal, Amir“, sagte ich. Denn die Nacht war lang. Im Fernsehen lief Dortmund gegen Malaga. Ich schüttelte meinen Kopf und den Schlaf und die Kälte aus meinen Gliedern. „Heute nicht!“

Ich will nach Damaskus, aber lebend. Amir, 22 Jahre alt, kann nicht ruhig sitzen bleiben, will ständig etwas unternehmen. Einen Checkpoint der syrischen Armee angreifen, zum Beispiel. Oder einfach nur die Gegend auskundschaften. So wie heute. Wir verstehen uns gut. „Ich will dir etwas zeigen“, sagt er und hüpfte unruhig von einem Bein aufs andere. „Mach schon, mach schon!“ Ein Ausflug? Warum nicht? Alles besser, als einen weiteren Tag auf meiner fleckigen Matratze wegzudämmern. Es ist ein kalter Aprilmorgen. Manche Bergkuppen schimmern noch weiß vom Schnee, als hätte jemand Puderzucker über sie gestreut. Aber die Sonne scheint und die Obstbäume tragen zarte Blüten. Ein schöner Tag. Für einen Augenblick vergesse ich, dass hier seit zwei Jahren ein Bürgerkrieg mit bislang 80.000 Toten tobt. Und ein Ende ist nicht in Sicht.

Amir drückt noch schnell ein paar Patronen in das Magazin seiner Kalaschnikov, bevor er sich das Gewehr über die Schulter wirft und ins Auto springt. Zwei seiner Kumpels begleiten uns. Wir fahren einen Berg hinauf, immer höher und höher über Geröll und Schutt. Kein Baum wächst hier, kein Strauch, kein Busch. Nur ein eisiger Wind bläst über die kahlen Hänge. „Schau, da hinten liegt der Flughafen von Damaskus. Den werden wir bald einnehmen“, sagt Amir und zeigt mit ausgestrecktem Arm nach Süden in den Dunst. Ich gebe mir Mühe, kann aber nichts erkennen.

In dem Moment taucht ein Hubschrauber am Himmel auf.

Aber von Anfang an:

Seit einer Woche hänge ich unweit des Städtchens Horsh Arab fest, 35 Kilometer nördlich von Damaskus. Um mich herum nur Felder, Obstbaumplantagen und Berge. Postkartenidylle, 1400 Metern über dem Meeresspiegel. Ich teile mir das einzige Zimmer eines winzigen Gehöftes am Stadtrand mit fünf Islamisten der Freien Syrischen Armee (FSA). Drei von ihnen hießen Muhammad, was ich schön finde, da ich mir Namen schlecht merken kann. Außerdem wäre da noch Amir, mein Fahrer und Übersetzer, der den Bürgerkrieg mit einem Videospiele verwechselt sowie Abu Ahmad, der Prediger, der den Koran auswendig kann und der mich ständig zum Islam bekehren will. Kampfprobierte Veteranen der Schlachten um Homs, Kusair und Hama.

Ich strandete ungewollt hier. Aus meiner Reise nach Damaskus wurde eine Reise in die Köpfe islamistischer Rebellen. Keiner von ihnen ist älter als 25, aber alle tragen schwarze Rauschebärte und die Haare kurz geschoren. Nette Jungs, an sich, lustig drauf, wir albern herum und verstehen uns gut. Keine geifernden, intoleranten Extremisten, die alles hassen, was gegen ihre Weltanschauung geht. Ich hatte mir das anders vorgestellt. Natürlich nehmen sie Anstoß an Alkohol und Drogen, Nachtclubs und Sex. Geschlechtsverkehr? Nur mit der Ehefrau, meint Abu Ahmad. Und da sie alle

unverheiratet sind, gehen sie unbefleckt und unbefriedigt durchs Leben. Was vielleicht erklärt, warum sie ihre Kalaschnikovs streicheln und liebkosen, als hielten sie ein Mädchen im Arm.

Es ist oft von DEN Rebellen die Rede, wenn es um die bewaffnete Opposition in Syrien geht. Aber DIE Rebellen gibt es nicht. Es sind heterogene Gruppierungen, mit unterschiedlichen Zielen, oft zerstritten. Darunter Säkulare, Studenten, Anwälte, Ärzte, Deserteure der syrischen Armee, Bauernsöhne. Inzwischen übernehmen immer mehr radikale Islamisten aus dem Dunstkreis von Al Qaida das Ruder im syrischen Bürgerkrieg. Wie Jabhat al-Nusra oder Ahrar al-Scham. Eines haben sie alle gemeinsam: Den Diktator Baschar al-Assad zu stürzen. Nur darüber, wie dieses Ziel erreicht werden und was danach kommen soll, sind sie sich nicht einig. Freie Wahlen und eine islamische Demokratie nach türkischem Vorbild? Oder ein islamistisches Kalifat mit dem Koran als Grundgesetz und der Scharia als Rechtsprechung?

Es war nicht leicht, in diese Gegend zu kommen. Hinter mir liegt eine abenteuerliche Odyssee, die mich von Beirut in die alte römische Stadt Baalbek führte und weiter auf Schleichwegen bis hin zur libanesisch-syrischen Grenze. Dort traf ich Verbindungsleute, die mich nach Syrien schleusten; illegal und ohne Visum. Mein Ziel: Die Vororte von Damaskus. Das Gravitationszentrum des Bürgerkrieges. Dort, wo sich die Rebellen eingegraben haben und einen verbissenen Stellungskrieg mit der syrischen Armee führen. So weit die Theorie. Denn die Armee war gerade dabei, einen Ring um die Hauptstadt zu ziehen und die Verstecke der Rebellen ununterbrochen mit Artilleriebeschuss und Luftangriffen zu belegen. Fliegende Checkpoints blockieren die Zugangswege. Niemand kommt rein, niemand raus. Den Rebellen sind seit Tagen Flucht- und Nachschubwege abgeschnitten.

Mein Kontaktmann hatte mich gewarnt. Eine Einheit islamistischer Rebellen werde sich um mich kümmern und nach Damaskus bringen, Insch'allah. So Gott will.

Aber ich solle mir keine Sorgen machen. „Das sind ganz nette Leute!“ In meinem Kopf spulen sich Bilder Kalaschnikov schwingender Extremisten ab.

Islamisten, also.

„Bist du Muslim?“, fragt mich einer der Muhammads bei unserer ersten Begegnung mit stechenden Augen. Dies wäre der Zeitpunkt für eine kleine Lüge gewesen, die man in diesem Teil der Welt auch als Selbstverteidigung interpretieren könnte. Denn ich bin Atheist, und nur eine Sache ist für einen gläubigen Muslim verwerflicher, als den falschen Gott anzubeten: nämlich gar keinen. Ich schüttele also den Kopf. „Christ?“ Auch nicht. Er fängt an zu grübeln, zupft sich am Bart, seine Augen verengen sich zu Schlitzeln und er tritt ganz nah an mich heran, so dass ich seinen Atem auf meinem Gesicht spüren kann: „Etwa Jude?“ Mein Adamsapfel beginnt zu tanzen und ich krächze: „Keine Religion, kein Gott.“ Worauf alle erstaunt die Augen aufreißen, „al-hamdu li-lah“ rufen und in eine lautstarke Diskussion verfallen, die sich anhört, als würden meine Gastgeber besprechen, wie sie diesen ungläubigen Sohn einer räudigen Hündin am besten ins Jenseits befördern könnten. Ich gehe vor die Türe und rauche zur Beruhigung eine Zigarette. Irgendwann gesellt sich Amir zu mir und pafft schweigend Rauchringe in den Nachthimmel. Meine Hände zittern ein bisschen. Drinnen im Zimmer wird das Gezanke immer lauter und Amir, meine fragenden Blicke deutend, übersetzt: „Die streiten sich gerade, ob sie dir Hühnchen oder Lamm kochen sollen.“

Wann kann ich nach Damaskus, Amir? „Bukara, insch'allah“, antwortet Amir. Morgen, so Gott will. Aber das sagte er schon gestern und vorgestern und die Tage davor. Noch immer werden die von den Rebellen genutzten Straßen und Schleichwege nach Damaskus vom Militär kontrolliert. Überall Kämpfe. Luftangriffe. Checkpoints. Es zu versuchen, wäre Selbstmord. „Ich bringe dich gerne nach Damaskus. Kein Problem. Aber dann werden wir gemeinsam sterben“, sagt Amir. Die Tage vergehen so langsam, als würde eine Uhr die Zeit in Splitter schlagen. Ich starre an die Decke,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sekunden werden zu Minuten, Minuten zu Stunden und ich blicke dem Tod durch Langeweile ins Gesicht. Die Aussicht, einen weiteren Tag in diesem Loch zu verbringen, deprimiert mich. Mit fünf Männern auf engstem Raum, die ständig beten oder ihre Gewehre streicheln. Ohne warmes Wasser, Strom gibt es nur ein paar Stunden am Tag. Meine Islamisten-Kumpels kümmern sich zwar rührend um mich, kochen zwei Mal am Tag, lassen mich mit ihren Gewehren auf Zielscheiben schießen, auf denen Präsident Assad abgebildet ist. Abu Ahmad und einer der Muhammads nutzen die Zeit und versuchen, mich zum Islam zu konvertieren.

In unserem Gemeinschaftszimmer gehen die Besucher ein und aus. Mal kommt eine Gruppe Kämpfer zum gemeinsamen Beten vorbei. Ein anderer liefert eine Ladung aus dem Libanon geschmuggelter Gewehre und Munitionskisten ab. Einmal erscheint ein Mann mit einem Eselswagen, auf dem eine riesige Satellitenschüssel liegt, die unter viel Trara auf dem Dach des Gehöfts montiert wird. Das ist einerseits toll, weil es nun Internetzugang gibt, andererseits ist die in der Sonne glitzernde Parabolantenne aber auch ein leichtes Ziel für die Hubschrauber und Kampfflugzeuge der syrischen Armee. Amir, den Muhammads und dem Prediger scheint dies nicht zu stören. Facebook und Skype bieten eine willkommene Ablenkung zu Beten und Waffestreicheln. Ein anderes Mal kommt eine Lastwagenladung mit medizinischem Gerät an. Denn in Horsh Arab gibt es zwar ständig Angriffe der Armee aber kein Krankenhaus, um die Verletzten zu behandeln. Hin und wieder schaut Mo vorbei, ein amerikanischer Syrer, der aus der Bronx gekommen ist, um sich der Revolution anzuschließen und der mit einem ausgeklügelten Fitnessprogramm für die Rebellen das Regime in die Knie zwingen will. Aber wie genau das Trimm-Dich aussehen soll, verrät er nicht. Denn eigentlich sei er Pizzabäcker, sagt Mo. Und täglich, pünktlich zum Abendessen, schaut Abdul vorbei, ein Polizist im Dienste der syrischen Regierung, der die Rebellen mit Informationen versorgt. Eigentlich mag ich Besuch. Aber jeder von ihnen hat das dringende Bedürfnis, dem deutschen Besucher eine seltsame Faszination für Adolf Hitler mitzuteilen: Adolf Hitler, strong man. Adolf Hitler, very good man. Ah, Germany! Adolf Hitler. Do you like Adolf Hitler?

Anfangs zeige ich noch demonstrative Gelassenheit, diskutiere, versuche, zu überzeugen. Nein, nein. Hitler bad man. Very bad. Leider spreche ich kein Arabisch, unser Gespräch holpert dahin; ich vergleiche Hitler mit Baschar al-Assad, was ein bisschen Wirkung zeigt, aber nie lange anhält. Hitler not good?, fragen sie dann mit enttäuschten Gesichtern. Ein Bärtiger, der uns besucht und den ich noch nie gesehen habe, lässt mich meine Beherrschung verlieren: „Salam Aleikum, magst Du Adolf H...“ Ich lasse ihn nicht ausreden, verstoße stattdessen gegen sämtliche Gebote syrischer Gastfreundschaft. Meine Schimpftirade trifft, wie sich schnell herausstellt, den Falschen: Es ist mein Gastgeber, der Chef meiner Islamisten-WG, der Anführer der Rebellen dieser Gegend, der unbekannte Drahtzieher, der mich nach Syrien schleusen ließ, der mir kostenlos Autos zur Verfügung stellt, samt Leibwache und Übersetzer. Der einzige Mensch hier, den ich auf gar, gar keinen Fall anmotzen sollte. Ein gewisses Maß an Distanziertheit war das Mindeste, mit dem ich rechnete. Aber der Mann lächelt mich nur milde an und entschuldigt sich, dass er mich offensichtlich gekränkt habe. Als Wiedergutmachung will er mir seine Pistole schenken, zum Zeichen der Freundschaft. Und schon stecke ich im nächsten Dilemma. Immerhin war das Thema Adolf Hitler seitdem vom Tisch.

Eines Nachts, Amir und ich stehen rauchend in einer sternklaren Nacht, rauscht ein Feuerball am Himmel über unsere Köpfe hinweg. „Scud“, sagt Amir trocken. Seit einigen Wochen setzt das Regime auch Scud-Raketen ein, um den Willen der Aufständischen zu brechen. Stehend ist diese Waffe so hoch wie ein Reihenhaus und kann ganze Wohnviertel zerstören. Die Abschussrampe der Raketen liegt nur ein paar Kilometer von meinem Versteck entfernt. Täglich fliegen sie in Richtung der befreiten Gebiete des Nordens; nach Aleppo, Azaz, Marea, Deir Ezzor, Idlib. Hunderte Menschen sind durch sie ums Leben gekommen.

Abends, wenn mal wieder der Strom und somit auch Facebook und Skype ausfällt, sitzen wir in Decken gehüllt um einen glühenden Ofen herum, trinken

gesüßten Tee und führen lange Gespräche über den Krieg und die Zukunft Syriens. Auch hier höre ich immer wieder die Frage, die mir auf all meinen Reisen in Syrien gestellt wurde: Warum hilft uns niemand? Warum schaut die Welt dem Töten zu? Selbst Abu Ahmad, der Prediger, legt seinen Koran beiseite und beteiligt sich am Gespräch. Vielleicht, antworte ich, hat das mit dem schlechten Image zu tun, das die Rebellen haben, seitdem immer mehr Fanatiker nach Syrien einsickern, die eine Welt ohne Zwischentöne schaffen wollen und das Land aufteilen möchten in „halal“ und „haram“ – in erlaubt oder verboten, Freund oder Feind, Paradies oder Hölle. Radikale Islamisten und Salafisten, die aus Saudi Arabien, Ägypten oder Katar einsickern, auch aus Deutschland, England oder Australien, um in Syrien einen Heiligen Krieg zu führen. Viele von ihnen haben sich zur al-Nusra-Front vereinigt, der verlängerte Arm der irakischen Al-Qaida. „Nusra“ – das heißt eigentlich Rettung, Beistand. Aber die al-Nusra-Krieger verachten jeden, der den Islam anders interpretiert als sie.

Die Realität sieht düster aus. Syrien ist längst zum Spielball im großen Armdrücken verschiedener Interessen geworden: Ein Stellvertreterkrieg zwischen Russland, China, Iran und der libanesischen Hisbollah auf der einen Seite, Europa, die USA, Katar, die Türkei auf der anderen. Das vom tatenlos zusehenden Westen entstandene Vakuum füllen die Radikalen, die neben Waffen auch Brot und Geld im Gepäck haben, und so der verarmten und schlecht ausgerüsteten FSA den Rang ablaufen. Heute weht in Städten wie Aleppo, Idlib oder Raqqa nicht mehr die säkulare Fahne der Rebellenarmee, sondern die schwarze Flagge der Islamisten mit dem islamischen Glaubensbekenntnis. In den befreiten Gebieten des Nordens sichern Jabhat al-Nusra oder Ahrar al-Scham inzwischen fast die komplette Grundversorgung der Bevölkerung, verteilen Essen, Medikamente, Decken, Heizöl – und drücken nebenbei den Menschen ihre Weltsicht auf, ob sie wollen oder nicht. Erst Anfang Juni ermordeten ausländische Extremisten einen 15-jährigen Jungen in Aleppo. Sein Vergehen: Er soll den Propheten Mohammed beleidigt haben. Das Urteil wurde sofort vollstreckt: Mehrere Schüsse in den Kopf – mitten auf einer Straße und vor den Augen der Eltern des Jungen. Gut und Böse verwischen in diesem Krieg. Assad bekommt Hilfe vom Iran und der libanesischen Hisbollah, die Extremisten von Katar und

islamischen Wohlfahrtsorganisationen. Nur diejenigen, die demokratischen Werten am nächsten stehen und die Revolution vor über zwei Jahren für mehr Gleichheit und Rechte begonnen haben, werden nicht unterstützt und geraten zwischen die Fronten.

„Ja, wir sind Islamisten weil wir an den Islam glauben. Aber wir lehnen den Islam der Extremisten ab! Das sind Verrückte“, sagt Abu Ahmad. Und schiebt nach einem Moment hinterher: „Doch sie sind auch die einzigen, die uns helfen.“
Zustimmendes Nicken. „Ich will ein Syrien, in dem Alle gemeinsam friedlich leben, Sunniten, Schiiten, Alawiten, Kurden, Drusen, Christen. Und wir wollen Assad nicht gegen eine andere Diktatur eintauschen. Dafür haben wir nicht die Revolution begonnen“, sagt Amir. „Allahu akbar!“, murmeln Mohammed eins, zwei und drei.

Gott ist groß. Fußball ist manchmal größer. Eines Nachmittags steht Amir aufgeregt im Zimmer. Mir ist längst das Zeitgefühl verlorengegangen. Er trägt ein Barcelona-Trikot. Selbst ein Muhammad hat seine Galabija gegen ein Madrid-Trikot getauscht. Es ist Dienstag. Championsleague, Rückspiel des Viertelfinals. „Magst du Fußball?“ fragt er. Ich nicke. „Toll“, ruft Amir und klatscht in die Hände. „Real oder Barcelona?“, fragt er. „Bayern und ausnahmsweise Dortmund“, sage ich. Amir wirkt enttäuscht. „Na gut, dann schauen wir eben heute Dortmund und morgen Bayern. Du bist unser Gast.“

Den ganzen Nachmittag herrscht rege Betriebsamkeit. Amir muss den Besitzer eines Fernsehers überreden, Dortmund statt Madrid zu zeigen und Paywall für einen Bezahlsender hacken. Einen Generator brauchen wir auch. Den finden wir in einem Nachbardorf. Allerdings gäbe es da ein kleines Problem, sagt Amir. Wir müssten auf Schleichwegen einen Checkpoint der Armee umfahren. „Mafi musckillah“, sagt Muhammad eins. Kein Problem. Na dann. „Allahu akbar“, ruft der Rest, dann quetschen sich fünf Männer in Fußball-Trikots, bewaffnet mit Kalaschnikovs und Koran in das Auto. Als ich mit meiner schusssicheren Weste dazukomme, klopfen sich

die Fünf vor Lachen auf die Schenkel und zeigen mit dem Finger zum Himmel. Allah wird Dich schützen, heißt das. Dann brausen wir ohne Licht in die Nacht.

Zwanzig Minuten später sitzen wir im Wohnzimmer eines befreundeten Rebellen-Kommandeurs. Das ist vollgepackt mit Kette rauchenden Malaga Fans. An der Wand hängt die Fahne der Revolution: grün, weiß und schwarz, mit drei Sternen. Statt Bier gibt es Tee, statt Pizza Pistazien, religiöser Singsang statt Olé Olé. Auf Matratzen liegen ein paar verwundete Kämpfer. Einer hebt sein Hemd und zeigt stolz eine Wunde, die ihm die Kugel eines Scharfschützen zugefügt hat, glatter Durchschuss. In der Halbzeit wird gebetet und jedes Tor wird mit einem Allahu Akbar begrüßt.

Dortmund gewinnt in letzter Sekunde mit Drei zu zwei und am nächsten Morgen nimmt mich Amir mit auf den Berg. Dort kreist dieser Hubschrauber über uns wie ein wütendes Insekt.

Ich stehe starr wie ein Grabstein auf dem Gipfel des Berges, den Kopf in den Nacken gelegt. Luftangriffe und Artilleriebeschuss drohen ständig in Syrien. Es kann immer und überall geschehen. Mal liegt die Front vor einem, dann dahinter, am nächsten Tag links oder rechts. Anscheinend kundschaftet der Pilot nur die Gegend aus, zieht über uns seine Kreise, sackt tiefer, beobachtet uns. Wir sind wandelnde Zielscheiben und nirgendwo auf diesem verdammten Berg ein Baum oder ein Fels hinter dem wir uns verstecken könnten. Amir und Muhammad stört das alles nicht. Sie hüpfen im Kreis, preisen Allah und zielen mit ihren Gewehren auf den Hubschrauber, der langsam davon fliegt und rufen hinterher, dass Assad ein Esel sei.

„Hört auf mit dem Scheiß“, rufe ich genervt und ziehe meine schussichere Weste über.

„Hast du Angst, Sahafi?“, fragt Amir.

„Ja, verdammt.“

„Brauchst du nicht. Allah wird dich beschützen oder wir kommen zusammen als Märtyrer ins Paradies“.

Ich erinnere ihn daran, dass ich kein Muslim bin, auch heute Abend gerne wieder Fußball sehen würde und dass mein Paradies ein sehr weltliches ist.

Amir hat ein Einsehen und wir fahren zurück nach Horsh Arab, er will eine befreundete Familie besuchen, und während wir im Vorgarten sitzen und Kaffee trinken, schlägt die erste Granate ein. Mit einem Pfeifen durchschneidet sie die Luft, explodiert ganz nah. Dann noch eine, und noch eine. Ich schüttele vor Schreck den Kaffee über meine Hose, Frauen mit weit aufgerissenen Augen laufen aus ihren Häusern, schleifen weinende Kinder hinter sich her und suchen Schutz in Kellergewölben oder in der Moschee. Das hehre Ziel, als Märtyrer direkt ins Paradies katapultiert zu werden, verschwindet beim Geräusch heranpfeifender Granaten und erweckt selbst in Amir den Reflex sich am Leben festzukrallen. „Allah“, ruft Amir und wir stürzen panisch in den Frisörladen gegenüber. Dort quetsche ich mich mit drei anderen Männern in die winzige Toilette, während draußen die Welt unterzugehen scheint. Die Einschläge kommen näher, in immer kürzeren Abständen. Eine Granate trifft ein Nachbarhaus, Staubwolken und Gesteinssplitter dringen durch die offene Tür herein. Wir husten, klammern uns aneinander, zucken bei jeder Detonation zusammen. Pfeifen. Bumm. Pfeifen. Bumm. Fünf, sechs, sieben Granaten, keine zwanzig Meter von uns entfernt. Die Wände des Barbiers zittern, meine Knie auch. Sonderbare Gedanken rasen durch mein Hirn: Wegrennen oder bleiben? Ist der sicherste Ort vielleicht hier, wo eben ein Geschoss einschlug? Oder kommt die nächste Granate genau an der Stelle herunter wie die letzte? Aberwitzige Momente, erfüllt mit der Angst, diesen Tag nicht zu überleben.

Plötzlich ist es still. Amirs Hand kommt wie aus dem Nichts, packt mich am Arm, zieht mich aus der Toilette zum Auto. Schnell weg. Wir rasen aus der Stadt und hinter uns hören wir das erneute Bombardement von Horsh Arab durch die syrische Armee. Wir verstecken uns in einem Geräteschuppen auf einem Feld außerhalb der

Stadt. Eine Stunde dauert der Beschuss. Wie durch ein Wunder wird niemand verletzt oder getötet. „Al-Hamdu li-lah“, sagt Amir und schickt ein Stoßgebet zum Himmel.

Am Abend putzen die Bayern Barcelona weg. Nach der Übertragung zappt Amir noch auf die Nachrichten des syrischen Staatsfernsehens. Gruselige Bilder von verstümmelten und toten Menschen, meist junge Männer, manche haben die Hände auf den Rücken gefesselt. Zerstörte Häuser. Jubelnde Soldaten. Während eine Stimme aus dem Off erzählt, dass die glorreiche syrische Armee heute in Horsh Arab viele Terroristen getötet habe. Dann geht dem Generator der Sprit aus. Zwei Tage später breche ich meine Reise ab. Gerüchte, dass Hisbollah Kämpfer aus dem Libanon in den Krieg eingreifen machen die Runde. Von Straßensperren ist die Rede – und dass der Rückweg versperrt sein könnte, wenn ich länger warte. Ich haue ab. Besser so.